

Christian Schuldt

Das nächste Ich

Identität in der
Netzwerkgesellschaft

128 Seiten · broschiert · € 20,00

ISBN 978-3-95832-437-4

© Velbrück Wissenschaft 2026

Einleitung – Ein neues Paradigma der Identitätsbildung

Wer bin ich?

Kaum eine Frage begleitet Menschen so hartnäckig durch ihr Leben wie diese. Sie stellt sich in Momenten des Aufbruchs, der Krise, der Überforderung – und immer dann, wenn vertraute Gewissheiten brüchig werden.

Die Antworten auf diese Grundfrage der menschlichen Existenz fallen nicht nur von Mensch zu Mensch unterschiedlich aus. Sie sind immer auch geprägt von der Gesellschaft, Kultur oder Epoche, in der ein Mensch lebt. Deshalb stellt sich die Frage nach dem »Ich« heute, am Umbruch in eine neue Gesellschaftsepoche, noch einmal gänzlich neu. Wie verändert sich unser Selbstverständnis in einer zunehmend hypervernetzten Welt? Was kennzeichnet die Entwicklung von Identität und Individualität in Zeiten maximierter Möglichkeiten, Unsicherheiten und Widersprüche? Und wie definiert sich das nächste Ich, das sich inmitten dieser neuen Dynamiken und Spannungsfelder entwickelt?

Die bisherigen Untersuchungen zu diesen Fragen teilen weitgehend die Annahme, dass wir in einer Zeit der immer weiter fortschreitenden Individualisierung leben, geprägt von einer gesteigerten Ich-Zentrierung und Vereinzelung. Ein prominentes Beispiel für diese Diagnose ist das Konzept der »Singularität« (vgl. Reckwitz 2017). Individualität definiert sich demnach nicht mehr, wie noch in vor-modernen Zeiten, über Konformität oder Zugehörigkeit, sondern vor allem über die Betonung von Einzigartigkeit. Der »spätmoderne« Mensch hat den Anspruch entwickelt, als etwas Besonderes wahrgenommen zu werden, in Lebensstil, Arbeit, Fähigkeiten, Konsum.

So plausibel diese Deutung lange Zeit war – sie vernachlässigt eine entscheidende Dynamik, die heute immer deutlicher sichtbar wird. Denn dieser Befund traf bereits auf das späte 20. Jahrhundert zu, lange vor der massenweiten Durchsetzung von Internet, Smartphone, Social Media und Künstlicher Intelligenz. Gerade dieser historische Medienwandel aber verändert nun die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen fundamental (vgl. Baecker 2007, 2018; vgl. Schuldt 2021). Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage nach dem Identitätsverständnis noch einmal grundlegend neu.

Das Ich als Schnittstelle

Dieses Buch skizziert ein neues Identitätsparadigma, das sich im Kontext dieses Epochenwandels herauszubilden beginnt und über die Idee der Immer-weiter-Individualisierung hinausgeht: das Paradigma der Interdependenz. Die These lautet: Unter den Vorzeichen der Vernetzung begreift sich das Individuum zunehmend nicht mehr primär als isolierte Singularität, sondern als Teil größerer Zusammenhänge – als Schnittstelle zu sozialen, ökologischen, technologischen und kulturellen Welten.

Den Rahmen für diese Beobachtung bildet der Umbruch von der modernen Gesellschaft zur »nächsten Gesellschaft«, der Netzwerkgesellschaft (siehe Kapitel 1). Dieser historische Wandel verändert nicht nur institutionelle Strukturen, sondern auch unser Verständnis von Individualität und Identität. Individuelle Besonderheit verliert dabei nicht ihre Bedeutung – so wie auch die Strukturen und Kulturen voriger Gesellschaftsformen nicht einfach verschwinden. Die Idee der persönlichen Einzigartigkeit bleibt weiterhin zentral. Doch die Perspektive verschiebt sich: vom Selbst- zum Weltbezug, vom Ich-Kult zur Wir-Kultur, vom Ego- zum Ökosystem (siehe Kapitel 4).

Was zunächst abstrakt klingen mag, beschreibt eine Erfahrung, die viele Menschen bereits im Alltag machen: das Gefühl, zugleich autonom und abhängig, frei und eingebunden, einzigartig und austauschbar zu sein. Die Frage »Wer bin ich?« lässt sich deshalb immer weniger im Sinne eines festen Wesenskerns verstehen. Auch die postmoderne Leitfrage »Wer könnte ich alles sein?« verliert an Plausibilität. Sie prägte eine Phase, in der Identität als kontingente Selbstbeschreibung verstanden wurde – als Produkt sozialer Spiegelungen, kultureller Codes und performativer Rollen. Eng damit verbunden ist die neue Logik der sozialen Medien, die permanente Kalibrierung des Selbst im Feld öffentlicher Wahrnehmung und Vergleichbarkeit: »Wer bin ich unter den Blicken der anderen?«

In der hypervernetzten Gesellschaft verschiebt sich diese Perspektive erneut. Eine neue Leitfrage tritt hervor: »Wer bin ich in Verbindung zu den Welten, die mich umgeben?« Während das postmoderne Spiel der Performanz und Singularität an Plausibilität verliert, wächst das Bewusstsein für das existenzielle Eingebettetsein des Menschen in seine Um- und Mitwelten. Das Individuum erlebt sich zunehmend als reflexiv wahrgenommene, aktiv gestaltete Interdependenz.

Das »nächste Ich« bezeichnet dabei weder eine rein individuelle psychische Wirklichkeit noch ein abstraktes gesellschaftliches Strukturmerkmal, sondern ein wechselseitig konstituierendes Verhältnis von subjektiver Selbstkonstruktion und gesellschaftlichen Deutungsmustern (vgl. Berger/Luckmann 1969). Identität erscheint damit weniger als Projekt der Abgrenzung, sondern als Knotenpunkt vielfältiger Relationen. Die Hyperindividualisierung geht in eine Phase der Co-Individualisierung über.

Von Authentizität zu Interdependenz

Zentral für das Verständnis dieses nächsten Ich ist die Abgrenzung zu den Identitätskonzepten früherer Epochen. Dies gilt insbesondere für die Unterscheidung von seinem direkten Vorläufer, der den aktuellen Identitätsdiskurs noch immer dominiert: dem singulären Individuum der Postmoderne. Dieses Identitätsparadigma wurde insbesondere seit den 1990er-Jahren umfassend soziologisch analysiert. Prägend waren dabei unter anderem die Arbeiten von Anthony Giddens (vgl. Giddens 1991), Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994) sowie Zygmunt Bauman (vgl. Bauman 1990/2000).

Gemeinsam ist diesen Ansätzen die Beobachtung, dass moderne Identität vor allem auf der Ablösung von traditionellen Bindungen und Normen beruht. Während in vormodernen Gesellschaften Institutionen wie Familie und Religion klare soziale Rollen vorgaben, kann – und muss – der moderne Mensch seine Identität aktiv selbst gestalten. In der modernen Gesellschaft agiert das Individuum dabei immer in einem Spannungsfeld: Die Freiheit der Ich-Entfaltung erzeugt zugleich den Zwang, dieses frei flottierende Selbst konkret zu definieren und zu präsentieren. Spätestens seit dem Beginn der sogenannten »Postmoderne« wird Identitätsbildung daher als etwas grundsätzlich Ambivalentes erlebt – als Pendelbewegung zwischen Freiheit und Verpflichtung, Autonomie und Abhängigkeit.

Hier zeigt sich bereits eine Abkehr vom klassischen Ich-Konzept der Moderne, das noch von einer festen, stabilen Identität ausging, die jedes Individuum finden könne – selbst wenn jede Identität letztlich immer eine Konstruktion bleibt, die der sozialen Bestätigung bedarf. Abgesichert wurde diese moderne Vorstellung über das Leitprinzip der Authentizität. Das moderne Subjekt stand nicht unter äußerem

Zwang, wohl aber unter dem Erwartungsdruck, seine Identität als innerlich stimmig und nach außen glaubwürdig darzustellen – ein kulturelles Arrangement, das soziale Anerkennung und Selbstvergewisserung koppelte. Erst im späteren 20. Jahrhundert wurde dieses Echtheitszertifikat der Identität radikal dekonstruiert. Die Postmoderne markiert damit den Übergang in eine Ära der »Neo-Authentizität«, in der das Ich zunehmend flexibel und fluide wird (siehe Kapitel 2).

Im 21. Jahrhundert sind die Möglichkeiten höchstpersönlicher Selbstbeschreibungen noch einmal deutlich vielfältiger und wandelbarer geworden. Sie werden begleitet von eigenen Pop-, Lifestyle- und Diskussionskulturen und zusätzlich katalysiert durch den Siegeszug digitaler Medien. Diese Vielfalt ist dabei nicht bloß Ausdruck gesteigerter Selbstbezogenheit, sondern Ergebnis einer hoch ausdifferenzierten Gesellschaft, die immer mehr Rollen, Praktiken, Szenen und Erfahrungsräume bereitstellt, in denen Menschen sich situativ verorten können – von Fitness- und Achtsamkeitskulturen über Gaming-, Musik- und Sportwelten bis zu Retro-Milieus, Maker-Szenen oder Special-Interest-Communitys.

»Das Individuum steht in der Blüte, es wird immer stärker, weil es sich immer mehr mit sich selbst beschäftigen kann«, konstatiert der Soziologe Armin Nassehi (vgl. SRF 2020). Tatsächlich wächst nicht nur die Zahl der verfügbaren Identitätsangebote, sondern auch deren funktionale Bedeutung. Selbstbeschreibungen dienen heute nicht mehr nur der Selbstdarstellung, sondern auch der Selbstregulation: als Spielräume, Ausgleichszonen, Resonanzflächen und soziale Andockstellen in einer überkomplexen Welt.

Doch zugleich befindet sich die Gesellschaft heute inmitten eines radikalen Erneuerungsprozesses, der auch das Verhältnis von Identität und Individualität grundlegend neu ordnet. Die »nächste Gesellschaft«, die dabei entsteht, folgt dem neuen Prinzip der Vernetzung. Damit gelangt das alte Industriezeitalter, das bis in die Postmoderne hineinreichte, an ein Ende. Es beginnt die Epoche der Netzwerkgesellschaft. Diese neue Gesellschaftsform, die nun zunehmend Gestalt annimmt, ist geprägt von neuartigen sozialen, politischen und kulturellen Mustern, die sämtliche Lebens- und Arbeitswelten neu konfigurieren, mit unmittelbaren praktischen Konsequenzen für jedes einzelne Individuum. Das neue Paradigma der Vernetzung, das wesentlich durch Social Media und Künstliche Intelligenz vorangetrieben wird, redefiniert damit auch die Art und Weise, in der Menschen Identität und Individualität ausbilden.

Damit einher geht eine Transformation des modernen Konzepts der Authentizität – und seiner postmodernen Infragestellung. Unter den Vorzeichen einer vernetzten Realität verliert der moderne Imperativ »Werde und sei du selbst!« ebenso an Wirkkraft wie die postmoderne Semantik, die Identität vor allem als etwas Gleitendes, Inszeniertes und Performierbares verstand, angelehnt an Rimbauds Formel »Ich ist ein anderer«. Im Zeitalter interdependenter Identität erfährt das Individuum seine Individualität auf eine neue, relationale Weise: nicht mehr als abgeschottetes Projekt, sondern als in Kontexte, Beziehungen und Systeme eingewobene Selbstform menschlicher Existenz.

	Vormoderne	Moderne	Postmoderne	Nächste Gesellschaft
Identitätspadigma	Aufrichtigkeit (normativ)	Authentizität (existenziell)	Performanz und Differenz (kontingent)	Relationalität und Konstellation (konstellativ)
Leitprinzip	Prädestination – Identität ist von außen vorbestimmt.	Subjektivierung – Identität wohnt dem Individuum inne.	Dekonstruktion und Pluralisierung – Identität ist instabil und vergänglich.	Rekonfiguration und Einbettung – Identität ist vernetzt und interdependent.
Konstruktion des Selbst	Das Selbst ist eine fixe Rolle, in die man hineingeboren wird.	Das Selbst ist eine Insel, die gesucht werden muss – und auffindbar ist.	Das Selbst ist eine Welle, auf der man permanent surfen kann – und muss.	Das Selbst ist ein Knotenpunkt im Netzwerk – flexibel und verbindend zugleich.
Herausforderung für das Individuum	Die Ich-Rolle erfüllen	Das Ich ergründen	Das Ich inszenieren	Das Ich anschlussfähig machen

Tabelle 1: Die Evolution der Identität

Von Rebellion zu Resonanz

Ein deutliches Signal für den Epochenbruch in eine nächste Gesellschaft bildet die gegenwärtige Polykrise (vgl. Tooze 2022). Die sich wechselseitig verstärkenden Krisen unserer Zeit erzwingen einen kollektiven Bewusstseinswandel: Das Augenmerk verlagert sich von der rein technischen Beherrschung der Außenwelt hin zu einer neuen

reflexiven Tiefe. In diesem Prozess erkennt das Subjekt seine fundamentale Gebundenheit an ein fragiles Ökosystem an und sucht nach Identitätsformen, die über das bloße Agieren im Außen hinausweisen (vgl. Latour 2021; vgl. Rosa 2022).

Dieser große Gegentrend formiert sich bereits seit den 2010er-Jahren und hat inzwischen alle Bereiche der Gesellschaft durchdrungen. Er zeigt sich ebenso im Boom von Achtsamkeit, Meditation und fernöstlichen Philosophien wie in der Popularität von Self Care, kognitiver Psychologie und Neurowissenschaft oder in der Faszination für Themen der Bewusstseinsveränderung. Dazu zählt auch die Sogwirkung des Begriffs »Resonanz«, der eine neue Form der persönlichen Weltbeziehung beschreibt, als wechselseitige, »resonante« Schwingung mit der Welt (vgl. Rosa 2016).

Damit tritt das große westliche Lebensprogramm der Individualisierung in eine dritte Phase ein. Die erste Phase stand im Zeichen der Rebellion: Individuen entdecken ihre Identitäten in Abgrenzungen, in der Ablehnung »herrschender Normen« – ein Muster, das heute eine Renaissance im digitalen Raum erfährt. Die zweite Phase war geprägt von einem ausufernden Hedonismus: Genussmaximierung als zentraler Lebenssinn, getragen von einer Symbiose aus Individualismus und Konsumkultur. Dieses konsumistische Prinzip zur Optimierung der Lebensintensität wird heute zunehmend als nicht mehr steigerungsfähig erlebt und beginnt, dekadent zu wirken.

Die dritte Phase, die nun nach und nach Form annimmt, ist eine Phase der Reifung, der Rekontextualisierung und des erneuten Rückbezugs auf die Frage des Lebenssinns. Ins Zentrum rückt das Wieder-in-Beziehung-Treten mit der Welt, die uns umgibt. Die alte Frage, wer man eigentlich »ist« oder sein könnte – in Abgrenzung zu anderen oder in der Maximierung des eigenen Egos –, tritt dabei in den Hintergrund. An ihre Stelle rückt eine neue Leitfrage: Wie stehe ich zu und in der Welt, und aus welchen Wechselwirkungen ist mein Ich hervorgegangen? Spätestens seit der Coronakrise hat diese Suche nach existenziellen Antworten deutlich an Dynamik gewonnen.

Dies markiert einen paradigmatischen Umbruch in der Identitätskonstruktion: Die hypervernetzte Welt erfordert eine Neukonfiguration des Selbst, das sich nun zunehmend als Teil komplexer, ökologischer Kreisläufe versteht. Auch dieses nächste Ich erforscht und beobachtet sich weiterhin selbst. Doch es tut dies immer weniger als Einzelkämpfer, sondern in bewusster Bezugnahme auf die Lebenswelten, die es umgeben und überhaupt erst ermöglichen.

Ich-Inventur

Die Expedition zum »nächsten Ich«, die dieses Buch unternimmt, erfolgt primär mit den Bordmitteln der soziologischen Systemtheorie. Sie dient als zentrales Analysewerkzeug, um die Identitätsbildung in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit von gesellschaftlichen Strukturen zu verstehen – insbesondere in der Tradition Niklas Luhmanns (vgl. Luhmann 1984, 1997) und deren Weiterentwicklung für das digitale Zeitalter durch Dirk Baecker (vgl. Baecker 2007, 2018a). Ergänzt wird dieser strukturelle Blick durch die Denkfigur der Metamoderne (vgl. Vermeulen/Van den Akker 2010; vgl. Hosang/Hüther 2024), die hilft, aktuelle kulturelle Suchbewegungen und Lebensgefühle einzuordnen.

Aus dieser transdisziplinären Perspektive versteht sich das Buch als doppelte Ich-Inventur – ausgehend vom lateinischen *invenire*, was sowohl »finden« als auch »entdecken« bedeutet. Es geht um das Einordnen des bereits Vorhandenen ebenso wie um das Erkennen des noch Unerforschten.

Diese Inventur der Identität lässt sich deshalb auch als eine Form der Gegenwartsarchäologie verstehen. Der Blick auf das Gestern und Heute ist stets von der Frage nach dem Morgen geleitet. Dieser »metahistorische« Zugang ermöglicht ein vertieftes Verständnis sowohl der bisherigen Geschichte der Identitätsbildung als auch ihrer nächsten Phase, deren Konturen sich in der Gegenwart bereits abzeichnen.

Zum Inhalt

Kapitel 1 beleuchtet die großen **gesellschaftlichen Treiber des Identitätswandels**, die unsere Ich-Konstruktionen maßgeblich geprägt haben und auch künftig prägen werden. Besonders relevant sind dabei die strukturellen Grundmuster der entstehenden Netzwerkgesellschaft: Welche soziotechnischen und sozioökologischen Transformationen bewirken den epochalen Umbruch von der modernen zur nächsten Gesellschaft? Diese Veränderungen bilden den Rahmen für die Entwicklung der Identitätsbildung im 21. Jahrhundert.

Kapitel 2 zeichnet die bewegte **Vorgeschichte des nächsten Ich** nach, von der Vormoderne bis zur Postmoderne. Ausgehend von dem komplexen Zusammenspiel zwischen Identität und Individualität und der grundsätzlichen Frage nach der Substanz des »Selbst«, wird

der Wandel des Identitätsverständnisses im Laufe der Jahrhunderte aufgezeigt. Besonders relevant ist dabei der Umbruch vom Leitmotiv der Authentizität zum Konzept der »Profilizität«, da hier bereits die Weichen für den Übergang zum nächsten, relationalen Ich gestellt werden. Zusätzliche Perspektiven eröffnet der Blick auf die Evolution der Liebessemantik – denn die Idee des modernen Individuums ist untrennbar verbunden mit der Erfindung der romantischen Liebe.

Kapitel 3 nimmt die gegenwärtigen **Spannungsfelder und Krisenphänomene des postmodernen Ich** ins Visier. Warum und wo gelangt das westliche Konzept der Individualisierung, das lange erfolgreich funktioniert hat, heute an seine Grenzen? Die Krise der Hyperindividualisierung zeigt sich vor allem in Übersteigerungsphänomenen im Kontext der sozialen Medien, vom Kult um den Körper bis zur Ökonomisierung der Privatsphäre. Die mediale Zurschaustellung des Ich fördert soziale Isolation und befeuert gefährliche Gegentrends in Richtung Retribalisierung und Remoralisierung. Immer mehr zeigt sich dabei, dass die Identitätskonzepte der Authentizität und Profilizität an ihre praktischen Grenzen stoßen.

Kapitel 4 ist dem **nächsten Ich-Paradigma** gewidmet: der neuen Ära einer co-individuellen Identitätsbildung und dem Übergang zu einem postauthentischen Identitätsverständnis. Unter den Vorzeichen der Netzwerkgesellschaft verlagert sich der Fokus vom Einzel-Ego hin zu »überindividuellen« Verbindungen. Dazu zählt nicht nur die Blüte neuer Wir-Kulturen, sondern auch ein wachsendes Bewusstsein für indigene Kulturen und ganzheitliche Perspektiven, die den Menschen neu in Verbindung setzen mit seinen Um- und Mitwelten. Zugleich ist dieses nächste Ich untrennbar verbunden mit der fortschreitenden Vernetzung und Algorithmisierung der Welt – und weist damit den Weg in eine neue Ära der Humandigitalität.

Kapitel 5 bietet **Navigation für die praktische Ausgestaltung** des nächsten Ich. Hilfreich für die Erschließung neuer Potenziale der Bewusstseins- und Persönlichkeitsentwicklung ist dabei der Denkansatz des Metamodernismus: Das Pendeln zwischen gegensätzlichen Positionen ermöglicht dem nächsten Ich eine souveräne Orientierung in Zeiten hoher Komplexität und gesteigerter Widersprüchlichkeiten. Die Kultivierung dieser »Paradoxiekompetenz« ebnet den Weg von der Selbstwirksamkeit zur Selbsttranszendenz – und fördert damit auch eine postanthropozentrische Welthaltung, die den Menschen nicht als autonomen Mittelpunkt begreift, sondern als integrierten Knotenpunkt eines größeren Ganzen.